

ebenso Reproduktionen nach Bildern von Christiane Mathioly, die offenbar als Ordensfrau lebt und auch einen Aufsatz über das Absolute in der Kunst beige-steuert hat.

Der 29. Kirchenlehrer

Von Ferdinand Baumann S. J., Rom

Es konnte nicht ausbleiben, daß die (am 16. Januar 1946 erfolgte) Ernennung des Heiligen von Padua (1190?—1231) zum Kirchenlehrer in der religiösen Literatur auch entsprechend gewürdigt wurde¹. — Auf deutschem Sprachgebiet ist da vor allem das Buch von Gertrud Herzog-Hauser zu nennen (Luzern, Rex-Verlag 1947), das zufällig zu einer Festgabe wurde, denn „mitten während des lang-samen Fortschreitens dieser kleinen, immer wieder durch Hindernisse des Exils unterbrochenen Arbeit wurde die Ernennung des Volksheiligen zum Kirchen-lehrer verkündigt“ (S. 68). Das Beste, was dieses Buch bietet, ist eine Zusammen-fassung des verhältnismäßig Wenigen, was wir über den neuen Kirchenlehrer wissen und was wohl sehr wenigen bekannt ist.

Der Überlieferung nach ist „Ferdinand von Lissabon“ — so hieß der Heilige nach seinem Taufnamen und Geburtsort — in jungen Jahren in das Kloster der regulierten Augustiner-Chorherren seiner Heimatstadt eingetreten, aber bald in das Mutterkloster von Coimbra übergesiedelt, wo er dann etwa neun Jahre lang theologischen Studien, besonders der Heiligen Schrift, oblag. Da kamen eines Tages Mönche mit brauner Kutte bettelnd ins Kloster, wo P. Ferdinand vielleicht gerade „Gastpater“ war. In dem nahen Klösterchen „St. Antonio“, das die fromme Gemahlin des portugiesischen Königs Alfons II. den Gefährten des hl. Franz von Assisi geschenkt hatte, war nicht genügend Platz, und so wurden sie einstweilen im Chorherrnstift untergebracht, bis sie die Reise nach Marokko antreten konnten, wo sie bald nach ihrer Ankunft um ihres Glaubenseifers willen enthaupet wurden (am 16. Januar 1220). Die Reliquien dieser 5 Märtyrer brachte Prinz Pedro, der Bruder des Königs Alfonso, in das Kloster von Coimbra zurück. So befand sich P. Ferdinand unter einem Dach mit den Reliquien der Blutzegen des Glaubens, deren franziskanische Schlichtheit und Glaubensglut er vordem bewundert hatte. Auch er wollte nun Franziskaner und Märtyrer werden, und Gott, der ihm dieses Verlangen eingab, fügte es, daß sein Prior ihm die Erlaubnis gab, zu den vor kurzem gegründeten „Minderbrüdern“ überzutreten. In bitterem Spott rief ihm einer der Chorherren zum Abschied zu: „Geh nur, geh! Du wirst schon ein Heiliger werden!“ Worauf P. Fernando erwiderte: „Wenni du einmal hörst, daß ich ein Heiliger bin, dann preise Gott!“ Dieser Abschied läßt wohl erkennen, daß P. Fernando sich mehr als die anderen um die eigene Heiligung bemüht und dadurch sich auch die Mißgunst der weniger Eifrigen zugezogen hatte. — Wie der hl. Franziskus selbst, so brannte auch Bruder Antonio — wie er von nun an hieß — vor Verlangen, sein Blut und Leben als Zeugnis seiner Liebe für Christus hinzugeben. Tatsächlich ging er auch mit einem jüngeren Bruder nach Marokko, aber Gott wollte sich des guten und großmütigen Willens seines Dieners zu anderem bedienen: Antonius wurde durch Krankheit zur Heimkehr gezwungen und auf dem Wege übers Meer nach Sizilien verschlagen. Dort hörte er von dem nach Assisi einberufenen ersten Generalkapitel der Minder-brüder; so ging er dorthin und stellte sich dann dem norditalienischen Provinzial zur Verfügung. Noch war er allen unbekannt und konnte daher ein ganzes Jahr lang in dem Klösterchen bei Forlì dem Gebete, der Buße und den bescheidensten Diensten in der Gemeinde obliegen. Erst als der Obere ihm gelegentlich einer

¹ Vgl. diese Zeitschrift 20 (1947), S. 76—78.

Priesterweihe auftrag, eine Ansprache an die Festgäste zu halten, wurde man nicht nur auf seine glühende Gottesliebe, sondern auch auf seine Rednergabe und Weisheit aufmerksam. Von da an leuchtete das ihm von Gott geschenkte Licht nicht nur in den theologischen Vorlesungen vor seinen Mitbrüdern in Bologna und später in Montpellier und Toulouse, sondern auch vor allem in seinem Wirken als Wanderprediger in Norditalien und Südfrankreich, wobei sein besonderes Charisma der Wundergabe auch solche Herzen bezwang, an denen der Eifer und die Kraft seines Wortes und selbst die Glut seiner Liebe zunächst wirkungslos geblieben war. Diese Wundergabe zeigte sich besonders deutlich gleich nach seinem Tod (im Jahre 1231) und führte innerhalb eines Jahres zu seiner Heiligsprechung durch Papst Gregor IX., einen Freund des hl. Franziskus; sie erklärt es auch, daß die weltweite Verehrung dieses Heiligen bis heute unverändert anhält und die Volksgunst anderer, „neuer“ Heiliger überdauert hat. In welchem Umfang die Legende einzelne Wunderberichte ausgeschmückt, verwechselt, vervielfältigt hat, läßt sich heute nicht mehr feststellen; vielleicht geht aber Herzog-Hauser hier zu weit in ihrer Kritik.

Die Angaben des Buches werden durch das Sammelwerk „S. Antonio, Dottore della Chiesa“² zum Teil berichtigt, zum Teil ergänzt und vertieft. Es enthält die gesammelten Vorträge der beiden Studienwochen, die zu Ehren des neuen Kirchenlehrers in Rom und in Padua abgehalten wurden. Gewiß bestätigen auch hier die vortragenden Gelehrten, meist aus den drei Zweigen des Franziskanerordens (wenigstens unausgesprochen), das, was G. Herzog-Hauser nicht mit Unrecht in der von ihr gebotenen Auswahl und Übersetzung der Werke des Heiligen sagt: daß nämlich die Form der antonianischen Schriften „für die Menschen der Neuzeit eine einzige Enttäuschung“ (S. 69) ist. Doch ist es den Vortragenden sicher gelungen, die unter der uns ungewohnten Form verborgenen Schätze der Weisheit klarer herauszustellen. Dabei beginnt der belgische Kapuzinerpater und Gelehrte Amedeo Teetaert da Zedelgem seine Studie mit der offenen Erklärung: „Alle, die sich mit dem hl. Antonius beschäftigt haben, ... sahen sich vor der ungeheuren Schwierigkeit, den schweren Band der Predigten des Heiligen lesen zu müssen. Er hat ja nie ein Problem oder eine Frage systematisch und wissenschaftlich behandelt, wie es die Lehrer der Scholastik zu seiner Zeit taten. Er ist eben vor allem und hauptsächlich Redner, dessen Hauptziel die Verbreitung der Lehre und die Ausbreitung des Reiches Christi in den Seelen ist“ (S. 385). — Kaum weniger offen setzt sich gleich in der ersten Konferenz P. Balic O. F. M. mit der Meinung oder dem Befremden derer auseinander, „die Antonius zwar für einen tüchtigen Redner, aber nicht für einen scholastischen Theologen ... halten“ (S. 12). Er antwortet darauf, daß die systematisch-wissenschaftliche Darstellung nicht notwendig zum Begriff des Lehrers gehört, und daß Antonius infolge seiner theologischen Beredsamkeit Lehrer sei, „ein lebendiges Beispiel besonders für die Prediger ... und eine Einladung an die Verfechter der sogenannten Verkündigungstheologie, die Theologie des Herzens und jene des Geistes nicht zu trennen, sondern zu verbinden und zu verschmelzen, wie es Antonius tat“ (S. 30). — Der Leiter der historischen Abteilung der Ritenkongregation P. Ferd. Antonelli O. F. M. gibt einen Überblick über die Wandlungen des Begriffes „Kirchenlehrer“, besonders seit der Zeit, da Pius V. im Jahre 1567 zum erstenmal der altüberlieferten Zahl der 4 griechischen und 4 lateinischen Doctores Ecclesiae (die zu den 4 Evangelisten und 4 großen Propheten in Parallele standen) mit dem hl. Thomas von Aquin einen neuen Namen hinzufügte. Nachdem der feste Kanon einmal verlassen war, folgten bald mehrere andere Namen, und so ist Antonius von Padua heute der neunundzwanzigste in der Reihe der Kir-

² Città del Vaticano 1947, 520 S.

chenlehrer. Den Ausschlag bei der Ernennung gab wohl die Tatsache, daß Papst Gregor IX. schon bei der Heiligsprechung am 30. Mai 1232 die Antiphon für die Kirchenlehrer anstimmte: „O Doctor optime, beate Antoni“, und daß das Fest des Heiligen in der Liturgie der Franziskaner immer schon dem Formular der Kirchenlehrer folgte. — Übrigens bemerkt P. Balic, daß man sich zur Zeit noch um andere Ernennungen zu Kirchenlehrern bemühe: für den seligen Pietro di Tarantasia (als Papst: Innocenz V.) von seiten der Dominikaner; für den hl. Lorenzo da Brindisi von seiten der Kapuziner; für den hl. Bernardin von Siena sowie für Scotus von seiten der drei Zweige des Franziskanerordens (vgl. S. 29).

Welche Umstände oder Einflüsse aber auch mitgewirkt haben mögen, die Ernennung zum Kirchenlehrer erfolgte nicht ohne das Walten und Wollen dessen, der Haupt und Herr seiner Kirche ist und der damit den Gliedern seiner Kirche auch etwas sagen oder einschärfen will. Dies suchen die 16 Gelehrten der beiden Studienwochen im einzelnen darzulegen. P. L. da Fonseca S. J. vom Bibelinstitut in Rom spricht vom „Doctor evangelicus“, in dessen Schriften sich etwa 5000 ausdrückliche Zitate der Heiligen Schrift finden, abgesehen von den häufigen Anspielungen, die aber in ihren moralischen Anwendungen meist nicht vom ursprünglichen Sinn der Heiligen Schrift ausgehen. — In der außergewöhnlichen Kenntnis der Heiligen Schriften und im Eifer für die sittliche Erneuerung des Volkes lag tatsächlich die besondere Stärke des neuen Kirchenlehrers, der immer wieder auf eine dreifache Tugendhaltung dringt: auf den Geist der Armut oder die innere Loslösung von den Dingen der Erde; auf die Demut als einer höheren Stufe der „Armut im Geiste“, nämlich die Losschälung von der eigenen Selbstsucht und die Anerkennung der eigenen Nichtigkeit; endlich auf die Reinheit, die für das Höhere und Göttliche empfänglich und aufgeschlossen macht. Diese drei Tugenden sind nicht bloß der „verfluchten Dreieit“ des Hochmuts, der Habsucht und der Sinnlichkeit entgegengesetzt, sondern sind auch die Voraussetzung für die vollkommene Liebe und die Vereinigung mit Gott; denn, wie Antonius gleich allen geistlichen Lehrern betont, erfüllt Gott die Seele mit sich in dem Maße, als sie sich von sich selbst leer macht: „Cum minus te, Deus crescit in te“ (S. 214). Dabei macht Antonius — schon drei Jahrhunderte vor dem hl. Kirchenlehrer Johannes vom Kreuz — darauf aufmerksam, daß die Seele nur durch eine gewisse „Nacht“ der Läuterung und Losschälung zu jener vollen, selbstlosen Demut und Reinheit gelange: „Nox dicta, quod noceat oculis, est tribulatio vel tentatio, quae oculos rationis impedit . . . nox solitaria, cum consensus in homine non invenit“, also im Grunde das, was der hl. Johannes vom Kreuz die passive (d. h. von Gott gewirkte und von der Seele erlittene) „Nacht der Sinne und des Geistes“ nennt. Beide Kirchenlehrer geben hierfür sachlich die gleichen Verhaltensmaßregeln an, nur drückt sie der hl. Antonius in der ihm eigenen biblisch-allegorischen Form aus: Die Seele soll — gleich dem nächtlichen Bittsteller im Evangelium (Lk 11, 5 ff) — sich an die Türe „unseres Freundes Jesus Christus“ begeben und unablässig klopfen und um drei Brote bitten³, nämlich um das ständige Bewußtsein der eigenen Schwachheit und Bosheit, um die Erinnerung an die Vergänglichkeit unserer Verbannung hienieden und schließlich um die Gabe der erlebten Gottesnähe. Und wenn dann — so fährt der Heilige fort — der Freund nicht unverzüglich auf das Rufen der Seele antwortet, wenn die Türe verschlossen bleibt und der Himmel bleiern und düstern scheint, weil „Du, o Gott, Dich in Gewölk gehüllt hast, daß kein Gebet durchdringen könne“ (posuisti nubem, ne transiret oratio, Klagel 3, 44), so soll die Seele dennoch nicht mutlos

³ „Tres panes triplex gratia compunctionis. Prima est in recordatione propriae fragilitatis vel iniquitatis. Secunda in consideratione praesentis exilii. Tertia in contemplatione Creatoris.“

werden und nicht im Gebete nachlassen, sondern noch mehr und reiner aus dem Glauben, dem Vertrauen und aus der Liebe der Tat und Treue leben: „Wir wollen um Brot bitten, wir wollen den Freund aufsuchen, damit er gebe, wir wollen an der Tür zu den verborgenen Schätzen klopfen“ („petamus panes, quaeramus amicum, qui det, pulsemus ostium, ubi servantur abscondita“); dann wird Christus, die Sonne der Seele, wieder aufleuchten („Sol est Christus“) und uns tiefer an seinem Leben und seiner Liebe teilnehmen lassen; denn dazu ward uns Christus Jesus vom Vater geschenkt, „ut viventes per eum diligeremus eum sine quo vivere est mori“, „damit wir in der Anteilnahme an seinem Leben ihn lieben, ohne den alles Leben Tod ist“.

Nur noch ein Punkt sei kurz hervorgehoben, nämlich die Mariologie des heiligen Kirchenlehrers. Gewiß redet er nicht in den heute eingebürgerten Fachausdrücken, er kennt auch nicht die mariologischen Probleme und Fragen unserer Zeit, aber er hat doch in kurzen Worten die Stellung und die Würde Mariens so klar dargestellt, daß P. Lorenzo di Fonzo O. F. M. Conv. den auch einen „Doctor Marianus“ nennen möchte, der noch in seiner Sterbestunde die Marienhymne zu singen begann: „O gloriosa Domina, excelsa super sidera!“ — Maria, schon im Mutter-schoße geheiligt und vorbereitet und dann ständig in der Vollkommenheit der Liebe wachsend, ganz vom Heiligen Geist durchglüht („Spirito Sancto, velut carbo, ignita“) ist durch die Muttergotteswürde in besondere Beziehungen zu den drei göttlichen Personen getreten: Sie „hat mit Gott dem Vater den Sohn gemeinsam“ (Filium cum Deo Patre), war im eigentlichen Sinne Mutter des Sohnes Gottes („propria mater“) und in besonderer Weise Wohn- und Wirkstätte des Heiligen Geistes („speciale hospitium Spiritus Sancti). Zu erhaben ist das Geheimnis und zu innig die Vereinigung Mariens mit der heiligsten Dreifaltigkeit („triclinium SS. Trinitatis“), als daß wir sie jemals ganz begreifen und nach Gebühr erheben könnten: „Unausdenkbare Würde Mariens! — ruft darum der Heilige aus — Unaussprechlich erhabene Gnade! Unerforschliche Tiefe der Erbarmung! Solche Gnade, solche Erbarmung wurde niemals einem Engel oder Menschen zuteil — noch konnte sie jemals zuteil werden — außer der seligsten Jungfrau Maria; denn Gott der Vater wollte, daß sie Mutter seines eigenen, ihm wesensgleichen, ewig gezeugten Sohnes sei. Größte Gnade und Würde wäre es gewesen, wenn ein armes Weiblein von einem Herrscher einen Sohn gehabt hätte. Doch herrlicher als jede Gnade war jene der seligsten Jungfrau Maria...“ (S. 144). Deshalb verdiente sie auch im Himmel gekrönt zu werden und wurde dadurch unsere Herrin und Königin. Als „neue Eva“ und „neues Paradies der Menschheit“ wirkte sie durch ihre Tugenden mit am Siege Christi und an der Überwindung Satans, durch ihre Einwilligung in die Menschwerdung und durch die Darbringung ihres göttlichen Sohnes. So ist sie unsere Mittlerin geworden („Mediatrice nostra“), die Erbarmung der Armen, die Hoffnung der Hoffnungslosen („Mater misericordiae, misericors miseris, spes desperatis“: Zu ihr möge der Sünder sich flüchten, denn sie ist die Zufluchtsstätte und Heilbringerin. — Weil St. Antonius die seligste Jungfrau, die von allen Geschlechtern zu Preisende, als seine Herrin und Mittlerin betrachtete und ehrte, war er auch Gott so nahe, daß er nicht bloß mit dem göttlichen Kinde, dem Sohne Gottes und Mariens mit Vorliebe dargestellt wird, sondern auch sterbend bekennen durfte: „Video Dominum meum“, „ich schaue meinen Herrn!“

Nicht mit Unrecht weist Mons. Guidi Bellincini in seiner Konferenz „Der Prediger des Evangeliums nach dem Ideal des hl. Antonius“ darauf hin, daß in der Basilika des Heiligen in Padua als kostbarster „Schatz“ zwei Reliquien aufbewahrt werden: der Kodex der antonianischen Schriften und die unversehrt erhaltene Zunge des Wundertäters; und diese Tatsache sei wie ein Symbol. Schon Papst Gregor IX. (Ugolino dei conti di Segni, der auf dem Generalkapitel nach dem

Tode des heiligen Franz dem Geiste des hl. Antonius, gegenüber dem des Generalvikars Elias von Cortona, Recht verschafft hatte) — bemerkte bei der Kanonisation dessen, den er „eine Arche des Bundes und einen Schrein der heiligen Schriften“ nannte: „Seine Zunge verweste nicht und blieb bis heute unversehrt — obwohl der übrige Leib verweste —, weil es eine Zunge der Wahrheit war.“ Der Augustinerabt Thomas von Vercelli erklärte die Eigenart der Wahrheits-erkenntnisse seines Freundes Antonius näher, wenn er bezeugte: „Häufig dringt die Liebe bis dahin vor, wohin die menschliche Wissenschaft nicht gelangen kann ... Das konnte ich feststellen bei dem hl. Bruder Antonius aus dem Orden der Minderbrüder ... In den weltlichen Wissenschaften war er wohl weniger bewandert, aber infolge der Reinheit seines Herzens und der Flamme der göttlichen Liebe ... konnte man von ihm sagen, was von Johannes dem Täufer geschrieben steht: Ipse erat lucerna ardens et lucens, denn durch die Liebe glühte er innerlich und strahlte er Licht nach außen hin aus.“

LITERATURBERICHT

Im Ringen der Zeit um das christliche Menschenbild

Von Josef Ternus S. J., Büren i. W.

1. Steinbüchel Theodor, F. M. Dostojewski. Sein Bild vom Menschen und vom Christen. 5 Vorträge. Düsseldorf, Verlag L. Schwann 1947, 284, gr. 8°, RM. 6.80.
2. Lotz Joh. B. S. J. Das christliche Menschenbild im Ringen der Zeit. Heidelberg, F. H. Kerle Verlag 1947, 128, 8°, RM. 4.50.
3. Steffes J. P. Christliche Existenz inmitten der Welt. Die Bildung zum christlichen Menschen. Düsseldorf, Patmos-Verlag 1947, 271, gr. 8°, RM. 7.50.
4. Faulhaber Ludwig, Prof. Dr., Das christliche Bild des Menschen (Kleine Allgemeine Schriften zur Philosophie, Theologie und Geschichte, Theologische Reihe Heft 4/5). Bamberg, Meisenbach & Co. 1947.

Selbst unter den ungünstigen Bedingungen der Nachkriegszeit schwillt schon wieder ein Strom an von Artikeln, Broschüren und sogar ansehnlichen Büchern zum unsterblichen Thema „Mensch“. Nur ein paar der bedeutsamsten Werke können hier mit bedachter Wahl herausgegriffen werden, um daran sowohl ein Bild zur Lage wie ein Wort zur Sache darzubieten. Niederlage und Umsturz, Not und Bedrängnis haben die Frage aller Fragen, die Frage nach des Menschen wahren Sein nicht verdrängen können. Sie ist unter dem überstandenen und nur veränderten Druck erst recht verschärft aufgebrochen. Den Menschen reißt eben keiner vom Menschen los. Er ist und bleibt sich selbst der Nächste;

darum auch die Frage nach dem Menschsein sein bedrängendstes Anliegen über die Notdurft des Alltags hinaus.

Wie jeder Zeit, so ist auch der unsern aufgegeben, aus ihrem konkreten Zeiterleben und Daseinsempfinden heraus die Frage neu zu stellen und neu zu beantworten. Nicht als ob in einem Umbruch der Zeit der Mensch in seinen Wesensgrundlagen umgebaut oder doch wenigstens die menschlichen Grundwerte umgewertet würden, wie hochtrabende Phrasen mitunter ankündigen. Wohl aber wandelt sich mit dem Wandel der Epochen die Ansprechbarkeit auf Vorzugswerte und damit das Relief der Wertgestalt, aus dem Menschen leben.